

Schöpfung“ umzuwandeln, die „Gottes Werk durch menschliche Anstrengung“ sei. Demgegenüber versuche der atheistische Marxismus zu beweisen, daß der Mensch aus eigener Kraft Gottes Auftrag auf Erden erfüllen könne.

**Gegen die Unterstellung, es gäbe in der Tschechoslowakei eine Untergrundkirche** wandte sich der in Preßburg als Hilfsarbeiter lebende, 1981 ohne Zustimmung der staatlichen Behörden zum Bischof geweihte slowakische Jesuit Jan Corec. In einem Artikel der kommunistischen Jugendzeitschrift „Smena“ waren Katholiken, die nach staatlicher Auffassung eine „geheime Kirche“ bilden, als Anarchisten und Verräter bezeichnet worden, die durch schmutzige Intrigen Gläubige zu antisozialistischen Zwecken mißbrauchen würden. In einem im Westen bekanntgewordenen

Brief an den Autor des Artikels nannte Korec die Unterstellung, es gäbe so etwas wie eine geheime Kirche, ein „schlechtes Hirngespinnst“ und erläuterte die tatsächlichen Zustände: Wenn ein Priester seit dreißig Jahren die Messe öffentlich nicht zelebrieren könne, dann feiere er sie eben privat in seiner Wohnung oder in einer Berghütte, und wenn Gläubige außerhalb der Kirche zusammen beten oder die Schrift lesen, so seien sie keineswegs eine geheime Kirche „sondern tun das als Glieder der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche im Geiste verbunden mit Priestern, Bischöfen und dem Nachfolger Petri“. Nicht ohne Ironie fügte Korec hinzu, im übrigen Europa oder in Afrika und Asien nehme von so etwas niemand Notiz, weil es selbstverständlich sei. Den Gläubigen deswegen bestimmte politische Zwecke zuzuschreiben, bedeute, ihnen zu unterstellen, was sie nie im Sinn hatten, um sie einzuschüchtern.

## Bücher

EDMUND SCHLINK. **Ökumenische Dogmatik.** Grundzüge. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1983. 828 S. 98.– DM.

Als erstes Merkmal der erstrebten kirchlichen Einheit nennt der von der ÖRK-Vollversammlung in Vancouver verabschiedete Bericht „Schritte auf dem Weg zur Einheit“ das gemeinsame Verständnis des apostolischen Glaubens. Genau um dieses gemeinsame Verständnis geht es in der Ökumenischen Dogmatik, die Edmund Schlink, einer der großen alten Männer des ökumenischen Gesprächs, jetzt vorgelegt hat. Das voluminöse Werk handelt zunächst vom Evangelium als Voraussetzung kirchlicher Lehre und entfaltet dann die dogmatischen Lehrstücke im Dreischritt von Schöpfung, Erlösung und Neuschöpfung. Erst als vierter Teil kommt die Gotteslehre, gefolgt von einem abschließenden Kapitel zur Prädestinationslehre.

Ihr ökumenisches Profil erhält diese Darstellung der christlichen Glaubenswahrheiten vor allem durch zwei Charakteristika: Schlink möchte dem ersten Gespräch zwischen den verschiedenen Traditionen und Konfessionen dadurch dienen, daß er hinter die jeweiligen Lehrbildungen auf das ihnen vorausliegende Fundament zurückgeht. Seine Dogmatik ist dementsprechend stark biblisch orientiert; Schlink hebt immer wieder auf den Reichtum der neutestamentlichen Botschaft ab, den keine der konfessionell-geschichtlichen Akzentsetzungen ganz ausschöpfen könne. Die Konzentration auf den Kern des christlichen Glaubens, bei dessen Auslegung Schlinks Verwurzelung in der lutherischen Tradition deutlich hervortritt, bringt mit sich, daß der Vermittlung des Glaubens mit dem Gegenwartsbewußtsein nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Sprache des Werks nähert sich, wie Schlink im Vorwort feststellt, manchmal der Struktur von Verkündigung, Gebet und Bekenntnis.

Damit ist schon die zweite, ökumenisch ebenso bedeutsame Eigenart des Werks angesprochen. Schlink versucht durchgehend, die dogmatischen Aussagen an den Glaubensvollzug zurückzubinden, um dadurch Brücken zwischen den konfessionellen Traditionen zu schlagen. Das gilt für die Abendmahlslehre ebenso wie für die Lehre von Gnade und Rechtfertigung.

Schlinks Ökumenische Dogmatik ist kein Rezeptbuch für den weiteren Weg der Ökumene und will auch gar kein solches sein. Die Bedeutung seines großen Alterswerks dürfte vor allem darin liegen, daß es den Blick für die unterschiedliche Struktur und Wertigkeit theologischer Aussagen schärft und dadurch auf die

Grenzen kirchlicher Lehre überhaupt wie konfessioneller Sonder- und Unterscheidungslehren hinweist. Nicht zuletzt ist die Ökumenische Dogmatik in ihrer unverwechselbaren gedanklichen und sprachlichen Eigenart ein gewichtiger Beleg dafür, daß Dogmatik heute und in Zukunft nur noch in einer beträchtlichen Bandbreite von methodischen Schwerpunktsetzungen betrieben werden kann, die nur zum Teil mit dem jeweiligen konfessionellen Erbe zusammenhängen.

U. R.

OTTO F. WALTER / SILJA WALTER, **Eine Insel finden.** Gespräch. Moderiert von Philippe Dätwyler. Arche Verlag (Neue Arche-Bücherei 4), Zürich 1983. 82 S.

*Er*: Schriftsteller und Sozialist; *sie*: Schriftstellerin und Benediktinerin; beide: Geschwister, einer schweizerischen katholischen Verlegerfamilie entstammend. Miteinander ins Gespräch brachte sie das deutschschweizer Radio DRS. Jahrelang hatten sie sich nicht gesehen, lebten in voneinander völlig verschiedenen Welten. Vor dem Mikrofon sprachen sie miteinander, übereinander, über die Familie, vor allem aber über das, was sie schriftstellerisch wollen und tun. Ergänzt durch zwei Briefe, die sie nach der Hörfunkaufnahme einander schrieben, sowie eine Einführung des Moderators liegt das Gespräch in Buchform vor. Es ist kein gewichtiges Buch. Aber interessant ist es, weil es die tastenden Gesprächsversuche von Menschen zeigt, die kaum miteinander sprechen würden, wären sie nicht Geschwister: *Er* ist politisch ausgerichtet, lebt aus der Erfahrung einer zutiefst unheilen Welt. *Sie* spricht die Sprache der Mystik und erfährt sich und die Welt getragen von einer Heilsgeschichte. Im stellenweise sehr persönlichen Dialog der beiden verdichtet sich exemplarisch das schwierige Gespräch zwischen Religion und Politik.

Ein solcher Dialog kann nicht glatt aufgehen, bleibt bruchstückhaft. Aber darin liegt gerade auch sein Reiz. Mal stimmt man *ihm* zu, wenn ihm die heilsgeschichtliche Gelassenheit im Glauben seiner Schwester zu schnell kommt; dann wieder stimmt man *ibr* zu, wenn sie seine etwas pauschale Christentumsschelte mit Hinweisen auf den neuen konziliaren Geist zurechtrückt. Mal fühlt man sich mit *ihm* von ihr allzusehr vereinnahmt („dein ganzes Engagement für den Menschen und die Welt ist zuletzt und zuerst eine tief religiöse Berufung“), mal stimmt man *ibr* zu, wenn sie den Graben zu überwinden sucht, den er zwischen dem Säkular-politischen und dem Theologischen ziehen will. Gespräche wie diese wären viele nötig.

K. N.